

Georg Wilhelm Friedrich Hegel
Werke 8

Georg Wilhelm Friedrich Hegel
Enzyklopädie der philosophischen
Wissenschaften im Grundrisse

1830

Erster Teil
Die Wissenschaft der Logik
Mit den mündlichen Zusätzen

Suhrkamp

unmöglich, denn dieselbe ist die Einheit von Repulsion und Attraktion. Dasselbe gilt vom Leben, vom Recht, von der Freiheit und vor allem von Gott selbst als dem wahren, d. h. dem dreieinigem Gott, welcher Begriff dann auch von der abstrakten Verstandesaufklärung ihrem Prinzip nach als angeblich dem Denken widersprechend verworfen worden ist. Es ist überhaupt die leere Verstand, welcher sich in diesen leeren Formen herumtreibt, und das Geschäft der Philosophie in Beziehung auf dieselben besteht nur darin, die Nichtigkeit und Inhaltslosigkeit derselben aufzuzeigen. Ob dieses möglich oder unmöglich ist, das kommt auf den Inhalt an, d. h. auf die Totalität der Momente der Wirklichkeit, welche sich in ihrer Entfaltung als die Notwendigkeit erweist.

§ 144

β) Das Wirkliche aber in seinem Unterschiede von der Möglichkeit als der Reflexion-in-sich ist selbst nur das *äußerliche* Konkrete, das *unwesentliche* Unmittelbare. Oder unmittelbar, insofern es zunächst (§ 142) als die einfache, selbst un-mittelbare Einheit des Inneren und Äußeren ist, ist es als *unwesentliches* Äußeres und ist so zugleich (§ 140) das *nur* Innerliche, die Abstraktion der Reflexion-in-sich; es selbst ist somit als ein *nur* Mögliches bestimmt. In diesem Werte einer bloßen Möglichkeit ist das Wirkliche ein *Zufälliges*, und umgekehrt ist die Möglichkeit der bloße *Zufall* selbst.

§ 145

Möglichkeit und Zufälligkeit sind die Momente der Wirklichkeit, Inneres und Äußeres, als bloße Formen gesetzt, welche die *Äußerlichkeit* des Wirklichen ausmachen. Sie haben an dem *in sich* bestimmten Wirklichen, dem *Inhalte*, als ihrem wesentlichen Bestimmungsgrunde ihre Reflexion-in-sich. Die Endlichkeit des Zufälligen und Möglichen besteht daher näher in dem Unterschiedensein der Formbestimmung von dem Inhalte, und ob *etwas zufällig und möglich ist, kommt daher auf den Inhalt an*.

Zusatz. Die Möglichkeit, als das nur Innere der Wirklichkeit, ist eben damit auch die nur äußere Wirklichkeit oder die *Zufälligkeit*. Das Zufällige ist überhaupt ein solches, welches den Grund seines

Seins nicht in sich selbst, sondern in anderem hat. Dies ist die Gestalt, in welcher die Wirklichkeit sich dem Bewußtsein zunächst darbietet und welche häufig mit der Wirklichkeit selbst verwechselt wird. Das Zufällige ist indes nur das Wirkliche in der einseitigen Form der Reflexion-in-Anderes oder das Wirkliche in der Bedeutung eines bloß Möglichen. Wir betrachten demgemäß das Zufällige als ein solches, welches sein oder auch nicht sein, welches so oder auch anders sein kann und dessen Sein oder Nichtsein, dessen So- oder Anderssein nicht in ihm selbst, sondern in Anderem begründet ist. Dies Zufällige zu überwinden ist nun überhaupt ebenso einerseits die Aufgabe des Erkennens, als es auch andererseits auf dem Gebiete des Praktischen darum zu tun ist, nicht bei der Zufälligkeit des Wollens oder der *Willkür* stehen-zubleiben. Gleichwohl ist es, zumal in der neueren Zeit, vielfältig gesehen, daß man die Zufälligkeit zur Ungebühr erhoben und derselben sowohl in Beziehung auf die Natur als auch auf die geistige Welt einen Wert beilegt hat, der ihr in der Tat nicht zukommt. Was hierbei zunächst die Natur anbetrifft, so pflegt dieselbe nicht selten hauptsächlich nur um des Reichtums und der Mannigfaltigkeit ihrer Gebilde willen bewundert zu werden. Dieser Reichtum als solcher, abgesehen von der darin vorhandenen Entfaltung der Idee, bietet indes kein höheres Vernunftinteresse dar und gewährt uns in der großen Mannigfaltigkeit unorganischer und organischer Gebilde nur die Anschauung der ins Unbestimmte sich verlaufenden Zufälligkeit. Jedenfalls ist das durch äußere Umstände bedingte bunte Spiel der einzelnen Variationen von Tieren und Pflanzen, die mannigfaltig wechselnde Figuration und Gruppierung der Wolken u. dgl. nicht für höher zu erachten als die ebenso zufälligen Einfälle des in seiner Willkür sich ergehenden Geistes und ist die solcher Erscheinung gewidmete Bewunderung ein sehr abstraktes Verhalten, von welchem aus zur näheren Einsicht in die innere Harmonie und Gesetzmäßigkeit der Natur fortzuschreiten ist. — Von besonderer Wichtigkeit ist dem-nächst die gehörige Würdigung der Zufälligkeit in Beziehung auf den Willen. Wenn von der Freiheit des Willens die Rede ist, so wird darunter häufig bloß die Willkür, d. h. der Wille in der Form der Zufälligkeit verstanden. Nun ist zwar die Willkür, als die Fähigkeit, sich zu diesem oder jenem zu bestimmen, allerdings ein wesentliches Moment des seinem Begriff nach freien Willens, jedoch keineswegs die Freiheit selbst, sondern zunächst nur die formelle Freiheit. Der wahrhaft freie Wille, welcher die Willkür als aufgehoben in sich enthält, ist sich seines Inhalts als eines an und für sich festen bewußt und weiß denselben zugleich schlechthin als den seinigen. Dahingegen ist der Wille, welcher auf der

Stufe der Willkür stehenbleibt, auch wenn er sich für das dem Inhalt nach Wahre und Rechte entscheidet, doch immer noch mit der Eitelkeit behaftet, daß, wenn es ihm so beliebt, er sich auch für anderes hätte entscheiden können. Näher betrachtet erweist sich übrigens die Willkür insofern als ein Widerspruch, als hier Form und Inhalt noch⁹ einander gegenüberstehen. Der Inhalt der Willkür ist ein gegebener und wird nicht als ein im Willen selbst, sondern in äußeren Umständen begründeter gewußt. Die Freiheit besteht deshalb in Beziehung auf solchen Inhalt nur in der Form des Wählens, welche formelle Freiheit dann auch insofern als eine bloß gemeinte Freiheit zu betrachten ist, als in letzter Analyse es sich finden wird, daß derselben Äußerlichkeit der Umstände, in welchen der von dem Willen vorgedachte Inhalt begründet ist, es auch zugeschrieben werden muß, daß der Wille sich gerade für dieses und nicht für jenes entscheidet.

Ob nun schon die Zufälligkeit, der bisherigen Erörterung zufolge, nur ein einseitiges Moment der Wirklichkeit und deshalb mit dieser selbst nicht zu verwechseln ist, so gebührt derselben doch, als einer Form der Idee überhaupt, auch in der gegenständlichen Welt ihr Recht. Dies gilt zunächst von der Natur, auf deren Oberfläche sozusagen die Zufälligkeit ihr freies Ergehen hat, welches dann auch als solches anzuerkennen ist, ohne die (der Philosophie bisweilen irrigerweise zugeschriebene) Prätention, darin ein nur so und nicht anders sein Können finden zu wollen. Ebenso macht sich dann auch das Zufällige in der geistigen Welt geltend, wie solches bereits vorher hinsichtlich des Willens bemerkt wurde, welcher das Zufällige in der Gestalt der Willkür, jedoch nur als aufgehobenes Moment, in sich enthält. Auch in Beziehung auf den Geist und dessen Betätigung hat man sich davor zu hüten, daß man nicht durch das wohlgemeinte Bestreben vernünftiger Erkenntnis sich dazu verleiten läßt, Erscheinungen, welchen der Charakter der Zufälligkeit zukommt, als notwendig aufzufassen oder, wie man zu sagen pflegt, a priori konstruieren zu wollen. So spielt z. B. in der Sprache, obschon dieselbe gleichsam der Leib des Denkens ist, doch unbedenklich auch der Zufall seine unterschiedene Rolle, und ebenso verhält es sich mit den Gestaltungen des Rechts, der Kunst usw. Es ist ganz richtig, daß die Aufgabe der Wissenschaft und näher der Philosophie überhaupt darin besteht, die unter dem Schein der Zufälligkeit verborgene Notwendigkeit zu erkennen; dies darf jedoch nicht so verstanden werden, als ob das Zufällige bloß unserer subjektiven Vorstellung angehöre und deshalb, um zur Wahrheit zu gelangen, schlechthin

zu beseitigen sei. Wissenschaftliche Bestrebungen, welche einseitig diese Richtung verfolgen, werden dem gerechten Vorwurfe einer leeren Spielerei und eines steifen Pedantismus nicht entgehen.

§ 146

Jene *Äußerlichkeit* der Wirklichkeit enthält näher dies, daß die Zufälligkeit als unmittelbare Wirklichkeit das mit sich Identische wesentlich ist nur als *Gesetzsein*, das aber ebenso aufgehoben, eine daselbst Äußerlichkeit ist. Sie ist so ein *Vorausgesetztes*, dessen unmittelbares Dasein zugleich eine *Möglichkeit* ist und die Bestimmung hat, aufgehoben zu werden, — die Möglichkeit eines Anderen zu sein, — die *Bedingung*.

Zusatz. Das Zufällige, als die unmittelbare Wirklichkeit, ist zugleich die Möglichkeit eines Anderen, jedoch nicht mehr bloß jene abstrakte Möglichkeit, die wir zuerst hatten, sondern die Möglichkeit als *seind*, und so ist dieselbe *Bedingung*. Wenn wir von der Bedingung einer Sache sprechen, so liegt darin zweierlei: einmal nämlich ein Dasein, eine Existenz, überhaupt ein Unmittelbares, und zweitens die Bestimmung dieses Unmittelbaren, aufgehoben zu werden und zur Verwirklichung eines Anderen zu dienen. — Die unmittelbare Wirklichkeit ist nun überhaupt als solche nicht das, was sie sein soll, sondern eine in sich gebrochene, endliche Wirklichkeit, und es ist ihre Bestimmung, verzehrt zu werden. Die andere Seite der Wirklichkeit ist dann aber ihre Wesentlichkeit. Diese ist zunächst das Innere, welches, als bloße Möglichkeit, ebenso bestimmt ist, aufgehoben zu werden. Als aufgehobene Möglichkeit ist sie das Hervorgehen einer neuen Wirklichkeit, welche die erste unmittelbare Wirklichkeit zu ihrer Voraussetzung hatte. Dies ist der Wechsel, welchen der Begriff der Bedingung in sich enthält. Wenn wir die Bedingungen einer Sache betrachten, so erscheinen diese als etwas ganz Unbefangenes. In der Tat enthält aber solche unmittelbare Wirklichkeit den Keim zu etwas ganz anderem in sich. Dieses Andere ist zunächst nur ein Mögliches, welche Form sich dann aber aufhebt und in Wirklichkeit übersetzt. Diese neue Wirklichkeit, welche so hervorgeht, ist das eigene Innere der unmittelbaren Wirklichkeit, welche sie verbraucht. Es wird so eine ganz andere Gestalt der Dinge, und es wird auch nichts anderes; denn die erste Wirklichkeit wird nach ihrem Wesen gesetzt. Die Bedingungen, die sich aufopfern,

⁹ W: „nach“

Georg Wilhelm Friedrich Hegel
Werke 9

Georg Wilhelm Friedrich Hegel
Enzyklopädie der philosophischen
Wissenschaften im Grundrisse

1830

Zweiter Teil
Die Naturphilosophie
Mit den mündlichen Zusätzen

Suhrkamp

b. Die Assimilation

§ 357³⁸

Das Selbstgefühl der Einzelheit ist aber ebenso unmittelbar *ausschließend* und gegen eine unorganische Natur als gegen seine *äußerliche* Bedingung und Material sich spannend. Indem

a) die tierische Organisation in dieser äußerlichen Beziehung *unmittelbar* in sich reflektiert ist, so ist dies ideelle Verhalten der *theoretische* Prozeß, die Sensibilität als äußerer Prozeß, und zwar als *bestimmtes Gefühl*, welches sich in die *Velsinnigkeit* der unorganischen Natur unterscheidet.

Zusatz 1. Der Prozeß nach außen ist der *reale* Prozeß, worin das Tier nicht mehr, wie in der Krankheit, seine eigene Natur zu seinem Unorganischen macht; sondern das Andere, welches im Organismus Moment ist, muß er auch zu dieser Abstraktion entlassen, daß es als unmittelbar vorhandene Außenwelt, zu der er in Verhältnis tritt, dasei. Der Standpunkt der Lebendigkeit ist eben dies Urteil, Sonne und alles so aus sich herauszuwerfen. Die Idee des Lebens ist an ihr dies bewußtlose Schöpferische, – eine Naturexpansion, die in dem Lebendigen in ihre Wahrheit zurückgegangen ist. Aber für das Individuum wird die unorganische Natur eine vorausgesetzte, vorgefundene, und darin besteht die Endlichkeit des Lebendigen. Das Individuum ist für sich dagegen, aber so, daß dieser Zusammenhang beider schlechthin ein absoluter, untrennbarer innerlicher, wesentlicher ist, denn das Organische hat diese Negativität in sich selbst. Das Äußerliche hat nur die Bestimmung, für das Organische zu sein, und dieses ist das sich dagegen Erhaltende. Indem das Organische aber ebensosehr auf das Äußere gerichtet ist, als es sich innerlich dagegen spannt, so ist damit der Widerspruch gesetzt, daß in diesem Verhältnisse zwei Selbständige gegeneinander auftreten und das Äußerliche zugleich aufgehoben werden muß. Der Organismus muß also das Äußerliche als subjektiv setzen, es sich erst zu eigen machen, mit sich identifizieren, und das ist das *Assimilieren*. Die Formen dieses Prozesses sind dreifach: *erstens* der theoretische Prozeß; *zweitens*

der reale praktische Prozeß; *drittens* die Einheit beider, der ideell-reellen Prozeß, die Umiboldung des Unorganischen zum Zweck des Lebendigen, – d. i. der Instinkt und der Bildungstrieb.

Zusatz 2. Das Selbst des Organismus, als die Einheit seines Blutes oder des reinen Prozesses und seiner Gestalt, weil diese in jener Flüssigkeit vollkommen aufgehoben ist, hat das Sein als ein Aufgehobenes an ihm. Hierdurch ist der Organismus in die reine Idealität erhoben, die vollkommen durchsichtige Allgemeinheit ist; er ist Raum und Zeit, und zugleich nicht räumlich oder zeitlich; er schaut etwas an, das räumlich und zeitlich ist, d. h. das von ihm unterschieden, ein Anderes, und es unmittelbar nicht ist. Diese Bewegung des Anschauens ist das allgemeine Element des *Sinnes*. Die Sensibilität war eben dies Verschwinden der Bestimmtheit in die reine Idealität, welche als Seele oder Ich im Anderen bei sich selbst bleib; das Empfindende ist also das Selbst, das für das Selbst ist. Indem das Tier aber empfindet, empfindet es nicht nur sich selbst, sondern sich als auf besondere Weise bestimmt; es empfindet eine Partikularität seiner. Daß es Partikularität seiner wird, das unterscheidet das Empfindende vom Nicht-Empfindenden; im Empfindenden ist also ein Verhältnis zu einem Anderen, das unmittelbar als das Meinige gesetzt ist. Das Harre, Wärme usw. ist ein Selbständiges, das draußen ist; aber ebenso ist es unmittelbar verwandelt, ideell gemacht, eine Bestimmtheit meines Gefühls; der Inhalt in mir ist derselbe, als er draußen ist, nur die Form ist verschieden. So hat der Geist nur Bewußtsein als Selbstbewußtsein, d. h. ich bin zugleich für mich, indem ich auf einen äußerlichen Gegenstand bezogen bin. Der theoretische Prozeß ist das Freie, Begierdelose der Empfindung, der das Äußere auch bestehen läßt. Die unterschiedenen Bestimmungen, die wir an der unorganischen Natur gesehen haben, sind auch ein verschiedenes Verhalten des Organischen zu ihr, als Modifikationen des Empfindens, und so heißen sie eben die Sinne.

§ 358

Die Sinne und die theoretischen Prozesse sind daher 1. der Sinn der mechanischen Sphäre, – der *Schwere*, der Kohäsion und ihrer Veränderung, der Wärme, – das *Gefühl* als solches; 2. die Sinne des *Gegensatzes*, der besonderen *Luftigkeit* und der gleichfalls realisierten *Neutralität* des konkreten Wassers und der Gegensätze der Auflösung der konkreten Neutralität, – *Gernut* und *Geschmack*. 3. Der

38 Micheler hat in seiner Ausgabe diesen Paragraphen geteilt in § 357 (nur der erste Satz) und § 357 a. Die beiden Zusätze sind bei Micheler diesen beiden Paragraphen zugeteilt.

Sinn der *Idealität* ist ebenfalls ein gedoppelter, insofern in ihr als abstrakter Beziehung auf sich die Besonderung, die ihr nicht fehlen kann, in zwei gleichgültige Bestimmungen auseinanderfällt: $\alpha\alpha$) der Sinn der Idealität als Manifestation des *Äußerlichen* für *Äußerliches*, des *Lichtes* überhaupt und näher des in der konkreten *Äußerlichkeit* bestimmenden Lichtes, der *Farbe*; und $\beta\beta$) der Sinn der Manifestation der *Innerlichkeit*, die sich als solche in ihrer *Äußerung* kundgibt, des *Tones*; – *Geist* und *Gehör*.

Es ist hier die Art angegeben, wie die *Dreihheit* der Begriffsmomente in eine *Fünfhheit* der Zahl nach übergeht; der allgemeinere Grund, daß dieser Übergang hier stattfindet, ist, daß der tierische Organismus die Reduktion der äußereinandergefallenen unorganischen Natur in die unendliche Einheit der *Subjektivität*, aber in dieser zugleich ihre entwickelte Totalität ist, deren Momente, weil sie noch *natürliche* Subjektivität ist, besonders existieren.

Zusatz. Die unmittelbare Einheit des Seins und des Seinen – der Sinn – ist zuerst das Gefühl, die ungeständliche Einheit mit dem Gegenstande, worin dieser aber ebenso auch für sich zurückgetreten ist. Diese Einheit ist darum das *Gedoppelte*: Sinn der Gestalt als Gestalt und Sinn der Wärme. Es findet hier nur die dumpe Unterscheidung statt, indem das Andere nur Anderes überhaupt ist, ohne daß es zu einem in sich Unterschiedenen käme. Der Unterschied – das Positive und Negative – fällt daher auseinander, als Figur und Wärme. Das Gefühl ist so der Sinn des Irdischen, der Materie, des Widerstandleistenden, nach welchem ich unmittelbar als Einzelter existiere und das Andere auch als Einzelnes an mich kommt, als Materielles, das für sich ist, wie ich es auch empfinde. Das Materielle hat Sehnsucht nach einem Mittelpunkt, die erst im Tiere, das seinen Mittelpunkt in sich hat, gestillt wird. Dies Getriebenwerden der Materie, als eines Selbstlosen, nach einem Anderen, ist es eben, was ich empfinde. Ferner gehören hierher die besonderen Weisen des Widerstandlebens: die Weiche, Härte, Elastizität, Glätte oder Rauhigkeit der Oberfläche; und auch Figur und Gestalt sind eben nichts anderes als die Art, wie dieser Widerstand in Ansehung des Raums begrenzt ist. Im Gefühl sind diese Bestimmungen, die wir in verschiedenen Sphären abhandeln, wie in einem Strauß zusammengebunden; denn wie wir oben (Zusatz zu § 355, S. 456) sahen, hat die empfindende

Natur eben die Kraft, mehrere entfernt liegende Sphären zusammenzubinden. Geruch und Geschmack haben nahe Verwandtschaft, auch in Ansehung der Organe; denn Nase und Mund hängen aufs innigste zusammen. Während das Gefühl der Sinn des gleichgültigen Daseins der Dinge ist, so sind Geruch und Geschmack die praktischen Sinne, deren Gegenstand das reale Sein der Dinge für Anderes ist, wodurch sie verzehrt werden.

Im Licht manifestiert etwas sich nur unmittelbar als unmittelbares Dasein. Aber die Manifestation der Innerlichkeit, welche der Klang ist, ist die gesetzte, hervorgebrachte Manifestation der Innerlichkeit als Innerlichkeit. Im Sehen manifestiert sich das physische Selbst als räumliches, im Hören als zeitliches. Im Gehör hört der Gegenstand auf, ein Ding zu sein. Wir sehen mit zwei Augen dasselbe, weil sie dasselbe sehen, ihr Sehen am Gegenstande zu einem Sehen machen, wie viele Pfeile nur einen Punkt treffen; eben durch die Einheit der Richtung ist die Verschiedenheit des Empfindens aufgehoben. Ebenso gut kann ich aber auch machen, daß ich einen Gegenstand doppelt sehe, wenn er im Gesichtskreise der Augen ist, aber diese auf etwas anderes aufmerksam sind. Wenn ich z. B. einen entfernten Gegenstand fixiere und zugleich auf den Finger achte, so weiß ich vom Finger, ohne die Richtung des Auges zu verändern, und sehe beides auf einmal; dies Bewußtwerden des ganzen Gesichtskreises ist das Zerstreut-Sehen. Es findet sich hierüber ein interessanter Aufsatz vom Regierungsbevollmächtigten *Schultz*³⁹ in Schweiggers *Journal* (*für Physik und Chemie*) (Jahrgang 1816)⁴⁰.

Die Vierheit, als die entwickelte Totalität des Begriffs in der Natur, geht auch zur Fünfhheit fort, insofern die Differenz nicht nur gedoppelt, sondern selbst als Dreihheit erscheint. Wir hätten darum mit dem Sinne der Idealität anfangen können; er erscheint darum als gedoppelt, weil er das Abstrakte ist, aber zugleich die Totalität sein soll. Wie wir also in der Natur überhaupt mit dem idealen Außereinander anfangen, das Raum und Zeit war, welche zwei sind, weil der Begriff konkret ist (seine Momente sind vollständig vorhanden; sie erscheinen aber im Abstrakten auseinandergeworfen, weil der Inhalt noch nicht in seiner Konkretion gesetzt war), so haben wir jetzt eintrats den Sinn des physisch bestimmten Raums und andererseits den der Zeit, die physisch ist; der Raum ist hier nach der physikalischen Abstraktion des Lichts

³⁹ siehe Fn. 42, S. 227
⁴⁰ siehe Fn. 80, S. 312

und der Finsternis bestimmt, die Zeit ist das Erzittern in sich, die Negativität des Insidenseins. Das zweite Einteilungsmitglied in der Totalität der Sinne, Geruch und Geschmack, behält seine Stelle; und das Gefühl ist dann das Dritte. Die Stellung ist mehr oder weniger gleichgültig; die Hauptsache ist, daß die Sinne als vernünftig eine Totalität machen. Weil also der Kreis des theoretischen Verhaltens durch den Begriff bestimmt ist, so kann es zwar nicht mehr Sinne geben, doch können in niederen Tieren welche fehlen.

Die *Sinneswerkzeuge* als Gefühl sind der allgemeine Sinn der Haut: der Geschmack ist der Muskel der Zunge, die sich mit dem Munde verbindende Neutralität, d. h. mit der innerlich zu werden beginnenden Haut oder mit der Zurücknahme der vegetabilischen Allgemeinheit der ganzen Oberfläche; die Nase, als das Sinneswerkzeug des Geruchs, hängt mit der Luftigkeit und dem Atmen zusammen. Während das Gefühl der Sinn der Gestalt überhaupt ist, so ist der Geschmack der Sinn des Verdauens als des Insidengehens des Äußeren; der Geruch gehört dem inneren Organismus als Luftigkeit an. Das Gesicht ist nicht der Sinn einer früheren Funktion, sondern wie das Gehör der Sinn des Gehirns; im Auge und Ohr bezieht sich der Sinn auf sich selbst, – dort aber ist die gegenständliche Wirklichkeit als gleichgültiges Selbst, hier als sich aufhebendes. Die Stimme, als das tätige Gehör, ist das reine Selbst, das sich als Allgemeines setzt, Schmerz, Begierde, Freude, Zufriedenheit ausdrückt. Jedes Tier hat im gewaltsamen Tode eine Stimme, spricht sich als aufgehobenes Selbst aus. In der Stimme kehrt der Sinn in sein Inneres zurück und ist negatives Selbst oder Begierde, – Gefühl der Substanzlosigkeit an ihm selbst als bloßer Raum, während die Sinne der safte, erfüllte Raum sind.

§ 359

β. Der *reelle Prozeß* oder das *praktische Verhältnis* zu der unorganischen Natur beginnt mit der Diremption in sich selbst, dem Gefühle der Äußerlichkeit als der *Negation* des Subjekts, welches zugleich die positive Beziehung auf sich selbst und deren *Gewißheit* gegen diese seine Negation ist, – mit dem Gefühl des *Mangels* und dem *Trieb*, ihn aufzuheben, an welchem die Bedingung eines *Erregtwerdens* von außen und die darin gesetzte Negation des Subjekts in der Weise eines *Objekts*, gegen das jenes gespannt ist, erscheint.

Nur ein Lebendiges fühlt *Mangel*; denn nur es ist in der Natur der *Begriff*, der die Einheit *seiner selbst* und *seines bestimmten Entgegengesetzten* ist. Wo eine *Schranke* ist, ist sie eine Negation nur *für ein Drittes*, für eine äußerliche Vergleichung. *Mangel* aber ist sie, insofern in einem ebenso das *Darüberhinaussein* vorhanden, der *Widerspruch* als solcher immanent und in ihm gesetzt ist. Ein solches, das den Widerspruch seiner selbst in sich zu haben und zu *erragen* fähig ist, ist das *Subjekt*; dies macht seine *Unendlichkeit* aus. – Auch wenn von *endlicher Vernunft* gesprochen wird, so beweist sie, daß sie unendlich ist, eben darin, indem sie sich als *endlich* bestimmt; denn die Negation ist Endlichkeit, Mangel nur für das, welches das *Aufgehobensein* derselben, die *unendliche* Beziehung auf sich selbst, ist. (Vgl. § 60 Anm.) – Die Gedankenlosigkeit bleibt bei der Abstraktion der *Schranke* stehen und faßt im Leben, wo der *Begriff* selbst in die *Existenz* tritt, ihn ebenfalls nicht auf; sie hält sich an die Bestimmungen der Vorstellung, wie *Trieb*, *Insinire*, *Bedürfnis* ußf., ohne zu fragen, was denn diese Bestimmungen selbst in sich sind; die Analyse ihrer Vorstellung wird ergeben, daß sie Negationen sind, gesetzt als in der Affirmation des Subjekts selbst enthalten.

Daß für den Organismus die Bestimmung von *Erregtwerden* durch *äußerliche Potenzen* an die Stelle des *Einwirkens äußerlicher Ursachen* gekommen ist, ist ein wichtiger Schritt in der wahrhaften Vorstellung desselben. Es beginnt darin der Idealismus, daß überhaupt nichts eine positive Beziehung zum Lebendigen haben kann, deren Möglichkeit dieses nicht an und für sich selbst, d. h. die nicht durch den Begriff bestimmt, somit dem Subjekte schlechthin immanent wäre. Aber so unphilosophisch wie irgendein wissenschaftliches Gebraue von Reflexionsbestimmungen ist die Einführung solcher formellen und materiellen Verhältnisse in der *Erregungstheorie*, als lange für philosophisch gegolten haben; z. B. der ganz abstrakte

a. Die Gattung und die Arten

§ 368⁴⁷

In ihrer ansichsichenden Allgemeinheit *besondert* sich die Gattung zunächst in *Arten* überhaupt. Die *unterschiedenen Gebilde* und *Ordnungen der Tiere* haben den *allgemeinen*, durch den Begriff bestimmten *Typus des Tiers* zum Grunde liegen, welchen die Natur teils in den verschiedenen *Stufen seiner Entwicklung* von der einfachsten Organisation an bis zu der vollendetsten, in welcher sie Werkzeug des Geistes ist, teils unter den verschiedenen *Umständen* und *Bedingungen der elementarischen Natur* darstellt. Zur Einzelheit forgebildet ist die Art des Tieres sich an und durch sich selbst von den anderen unterscheidend und durch die Negation derselben *für sich*. So in feindlichem Verhalten andere zur unorganischen Natur herabsetzend, ist der *gewaltsame Tod* das natürliche Schicksal der Individuen.

Es ist in der *Zoologie*, wie in den Naturwissenschaften überhaupt, mehr darum zu tun gewesen, für das subjektive Erkennen sichere und einfache *Merkmale* der Klassen, Ordnungen *usf.* aufzufinden. Erst seitdem man diesen Zweck sogenannter künstlicher Systeme bei der Erkenntnis der Tiere mehr aus den Augen gesetzt hat, hat sich eine größere Ansicht eröffnet, welche auf die *objektive Natur* der Gebilde selbst geht; unter den empirischen Wissenschaften ist schwerlich eine, welche in neueren Zeiten so große Erweiterungen, nicht vorzugsweise in der Masse von Beobachtungen, denn daran hat es in keiner Wissenschaft gefehlt, sondern nach der Seite erlangt hat, daß ihr Material sich gegen den Begriff hingearbeitet hat, als die Zoologie durch ihre Hilfswissenschaft, die *vergleichende Anatomie*. Wie die sinnige Naturbetrachtung (der französischen Naturforscher vornehmlich) die Einteilung der Pflanzen in Monokoryledonen und Dikoryledonen

ebenso hat sie den schlagenden Unterschied aufgenommen, den in der Tierwelt die Abwesenheit oder das Dasein, der *Rückenwirbel* macht; die Grundeinteilung der Tiere ist auf diese Weise zu derjenigen im wesentlichen zurückgeführt worden, welche schon *Aristoteles* gesehen hat.

Näher ist alsdann teils an den einzelnen Gebilden der *Habitus*, als ein die Konstruktion *aller Teile* bestimmender Zusammenhang, zur Hauptsache gemacht worden, so daß der große Stifter der vergleichenden Anatomie, *Cuvier*⁴⁸, sich rühmen konnte, aus einem einzelnen Knochen die wesentliche Natur des ganzen Tieres erkennen zu können. Teils ist der allgemeine Typus des Tiers durch die verschiedenen, noch so unvollkommen und disparat erscheinenden Gebilde verfolgt und in der kaum beginnenden Andeutung – so wie in der Vermischung der Organe und Funktionen ihre Bedeutung – erkannt und eben dadurch über und aus der Besonderheit in seine Allgemeinheit erhoben worden. – Eine Hauptseite dieser Betrachtung ist die Erkenntnis, wie die Natur diesen Organismus an das besondere Element, in das sie ihn wirft, an Klima, Kreis der Ernährung, überhaupt an die Welt, in der er aufgeht (die auch eine einzelne Pflanzen- oder andere Tiergattung sein kann), anbildet und anschniegt. Aber für die spezielle Bestimmung ist ein richtiger Instinkt darauf gefallen, die Unterscheidungsbestimmungen auch aus den Zähnen, Klauen und dergleichen, – aus den *Waffen* zu nehmen, denn sie sind es, wodurch das Tier selbst sich gegen die anderen als ein Fürsichseiendes setzt und erhält, d. i. sich selbst unterscheidet.

Die *Ummittelbarkeit* der Idee des Lebens ist es, daß der Begriff nicht als solcher im *Leben existiert*, sein Dasein sich daher den vielfachen Bedingungen und Umständen der äußeren Natur unterwirft und in den ärmlichsten

⁴⁷ Mittelst hat in seiner Ausgabe die folgenden Paragraphen umgestellt: § 368 ist in W § 370, § 369 ist § 368, § 370 ist § 369.

⁴⁸ Georges Cuvier, *Recherches sur les ossements fossiles des quadrupèdes*, Paris 1812.

Formen erscheinen kann; die *Fruchtbarkeit* der Erde läßt Leben *allenthalben* und auf alle Weisen ausschlagen. Die Tierwelt kann fast noch weniger als die anderen Sphären der Natur ein in sich unabhängiges vernünftiges System von Organisation darstellen, an den *Formen*, die durch den Begriff bestimmt wären, festhalten und sie gegen die Unvollkommenheit und Vermischung der Bedingungen vor Vermengung, Verkümmern und Übergängen bewahren. – Diese Schwäche des Begriffs in der Natur überhaupt unterwirft nicht nur die Bildung der Individuen äußerlichen Zufälligkeiten – das entwickelte Tier (und der Mensch am meisten) ist Monstrositäten ausgesetzt –, sondern auch die Gattungen ganz den Veränderungen des äußeren allgemeinen Naturlebens, dessen Wechsel das Tier mit durchlebt (vgl. Anm. § 392) und damit nur ein Wechsel von Gesundheit und Krankheit ist. Die Umgebung der äußerlichen Zufälligkeit enthält fast nur Fremdartiges; sie übt eine fortdauernde Gewaltamkeit und Drohung von Gefahren auf sein Gefühl aus, das ein *unsicheres, angstvolles, unglückliches* ist.

Zusatz. Das Tier ist, als ein der Natur angehöriges Leben, wesentlich noch ein unmittelbares Dasein und damit ein Bestimmtes, Endliches, Partikulares. Die Lebendigkeit, an die unendlich vielen Partikularisationen der unorganischen und dann der vegetabilischen Natur gebunden, existiert immer als eine beschränkte Art, und diese Beschränktheiten kann das Lebendige nicht überwinden. Der besondere Charakter hat nicht die Allgemeinheit der Existenz (das wäre das Denken) zu seiner Bestimmung, sondern das Lebendige kommt in seinen Verhältnisse zur Natur nur bis zur Beschränktheit. Das Leben, das diese Naturpotenzen aufnimmt, ist der mannigfaltigsten Modifikationen seiner Bildung fähig; es kann mit allen Bedingungen vorlieb nehmen und noch unter ihnen pulsieren, wiewohl die allgemeinen Naturmächte darin immer das durchaus Herrschende bleiben.

Bei dem Erforschen nun der Einteilung der Tiere wird so verfahren, daß man das Gemeinschaftliche, worauf die konkreten Gebilde reduziert werden, und zwar in einer einfachen, sinnlichen Bestimmtheit aufsucht, die damit auch eine äußerliche ist. Aber solche einfache Bestimmungen gibt es nicht. Hat man z. B. die

allgemeine Vorstellung »Fisch« als das Gemeinschaftliche dessen, was man in der Vorstellung unter diesem Namen zusammenstellt, und fragt man jetzt: Was ist die einfache Bestimmtheit an den Fischen, ihre eine objektive Eigenschaft, so ist die Antwort »im Wasser zu schwimmen« ungenügend, da auch eine Menge Landtiere dies tun. Schwimmen ist ohnehin nicht ein Organ, noch Gebilde, überhaupt kein bestimmter Teil der Gestalt der Fische, sondern eine Weise ihrer Tätigkeit. So ein Allgemeines wie »Fisch« ist eben als Allgemeines an keine besondere Weise seiner äußerlichen Existenz geknüpft. Indem man nun annimmt, daß so ein bestimmtes dasein müsse, und solches sich nicht findet, so wird es schwer, Einteilungen zu machen. Es wird dabei die Art und Weise der einzelnen Gattungen und Arten zugrunde gelegt, sie als Regel aufgestellt; ihre Mannigfaltigkeit, die Ungleichheit des Lebens läßt aber nichts Allgemeines zu. Die Unendlichkeit von Formen des Animalischen ist daher nicht so genau zu nehmen, als ob die Notwendigkeit der Ordnungen absolut festgehalten wäre. Man muß deshalb umgekehrt die allgemeinen Bestimmungen zur Regel machen und die Naturgebilde damit vergleichen. Entsprechen sie ihr nicht, spielen sie aber an sie an, gehören sie ihr nach einer Seite, nach einer andern aber nicht, so ist nicht die Regel, die Gattungs- oder Klassenbestimmtheit usf., zu ändern, als ob diese jenen Existenzen angemessen sein müßte, sondern umgekehrt, diese sollen jenen angemessen sein, und insofern diese Wirklichkeit es nicht ist, so ist es *ihr* Mangel. Die Amphibien z. B. bringen zum Teil lebende Junge zur Welt und atmen mit Lungen wie die Säugetiere und Vögel, haben aber, gleich den Fischen, keine Brüste und ein Herz mit einer einzigen Kammer. Gibt man nun schon beim Menschen zu, daß es auch schlechte Werke gebe, so muß es bei der Natur deren noch mehr geben, da sie die Idee in der Weise der Äußerlichkeit ist. Bei dem Menschen liegt der Grund davon in seinen Einfallen, seiner Willkür, Nachlässigkeit; wenn man z. B. Malerei in die Musik bringt, oder mit Steinen malt in Mosaik, oder das Epos ins Drama überträgt. Bei der Natur sind es die äußeren Bedingungen, welche das Gebilde des Lebendigen verkümmern; diese Bedingungen haben aber diese Wirkungen, weil das Leben unbestimmt ist und seine besonderen Bestimmungen aus von diesen Äußerlichkeiten erhält. Die Formen der Natur sind also nicht in ein absolutes System zu bringen und die Arten der Tiere damit der Zufälligkeit ausgesetzt.

Die andere Seite hierzu ist die, daß dann allerdings der Begriff sich auch geltend macht, aber nur bis zu einem gewissen Grade. Es gibt nur einen Typus des Tiers (§ 392 Zus. S. 436), und alles

Verschiedene ist nur Modifikation desselben. Die Hauptverständnisse haben zur Grundlage dieselben Bestimmungen, die wir früher an der unorganischen Natur als die Elemente sahen. Diese Stufen sind dann auch Stufen der Ausbildung des tierischen Typus überhaupt, so daß die Stufen der Tiergeschlechter an jenen Bestimmungen erkennbar sind. Es sind so zweierlei Prinzipien vorhanden, die den Unterschied der Tiergattungen bestimmen. Das eine Prinzip der Einteilung, welches der Idee näher liegt, ist die, daß die weitere Stufe nur eine weitere Entwicklung des einen Typus des Tiers ist; das andere ist, daß die Leiter der Entwicklung des organischen Typus wesentlich mit den Elementen, in welche das Tierleben geworfen ist, zusammenhängt. Solcher Zusammenhang findet jedoch nur bei dem höher entwickelten Tierleben statt; das niedere hat wenig Bezug auf die Elemente und ist gleichgültig gegen diese großen Unterschiede. – Außer diesen Hauptmomenten in der Ordnung der Tierklassen sind die weiteren Bestimmtheiten im Klimatischen enthalten, wie wir denn schon oben (§ 339 Zus. S. 350) bemerkten, daß, weil im Norden die Weltteile mehr zusammenhängen, auch die vegetabilische und animalische Natur daselbst mehr verbunden ist; wogegen, je mehr es in Afrika und Amerika zum Süden geht, wo sich die Weltteile teilen, auch die Tiergattungen desto mehr in Arten auseinander treten. Während so klimatische Unterschiede das Tier bestimmen, leidet der Mensch überall; aber auch hier sind die Eskimos und andere Extreme verschieden von der Ausbildung der gemäßigten Zone. Noch weit mehr aber unterliegt das Tier solchen Bestimmungen und Lokalfärbungen, dem Gebirge, Walde, der Ebene usw. Da muß man also nicht überall Begriffsbestimmungen suchen, obwohl die Spuren davon überall vorhanden sind.

In dem Stufengange der Entwicklung, den die Gattungen und Arten bilden, kann man nun mit den unentwickelten Tieren beginnen, in denen die Unterschiede noch nicht so bestimmt in den drei Systemen der Sensibilität, Irritabilität und Reproduktion existieren. Der Mensch ist dann, als der vollkommenste Organismus der Lebendigkeit, die höchste Entwicklungsstufe. Diese Form der Einteilung nach den Entwicklungsstufen ist besonders neuerlich in der Zoologie geltend gemacht worden, denn es sei natürlich, vom unentwickelten zum höheren Organismus fortzuschreiten. Aber um die unteren Stufen zu verstehen, muß man den entwickelten Organismus erkennen, da er der Maßstab oder das Urtier für die weniger entwickelten ist; denn weil in ihm alles zu seiner ersten und zweiten Tätigkeit gekommen ist, so ist klar, daß man aus ihm erst das Unentwickelte erkennt. Intusorien kann man nicht zugrunde legen, denn in diesem dumpfen Leben sind die Begriffe

des Organismus noch so schwach, daß man sie erst aus dem entwickelteren Tierleben fassen kann. Wenn aber gesagt wird, das Tier sei vollkommener als der Mensch, so ist das eine Ungeschicklichkeit. Eine Seite kann am Tier wohl besser ausgebildet sein, aber die Vollkommenheit besteht eben in der Harmonie der Organisation. Der allgemeine Typus, der zugrunde liegt, kann dann aber allerdings nicht als solcher existieren; sondern das Allgemeine, weil es existiert, existiert in einer *Partikularität*. Ebenso muß die vollkommene Kunstschönheit immer individualisiert werden. Nur im Geiste hat das Allgemeine, als Ideal oder Idee, sein allgemeines Dasein.

Diese Partikularitäten sind nun zu erkennen, wie der Organismus sich dafür bestimmt. Der Organismus ist lebendiger Organismus, dessen Eingeweide durch den Begriff bestimmt sind; dann bildet er sich aber auch ganz dieser Partikularität an. Diese besondere Bestimmung durchdringt alle Teile der Gestalt und setzt sie in Harmonie miteinander. Diese Harmonie ist vornehmlich in den Gliedern (nicht Eingeweiden) vorhanden, denn die Partikularität ist eben die Richtung nach außen, nach einer bestimmten unorganischen Natur. Um so markierter ist aber diese Durchgängigkeit der Partikularisation, je höher und ausgebildeter die Tiere sind. Diese Seite hat nun *Cuvier* ausgebildet, welcher durch seine Beschäftigung mit fossilen Knochen darauf geleitet wurde; denn um herauszubekommen, zu welchem Tiere sie gehören, mußte er ihre Bildung studieren. Er wurde so zur Betrachtung der Zweckmäßigkeit der einzelnen Glieder gegeneinander geführt. In seinem »Discours préliminaire« zu den *Recherches sur les ossements fossiles des quadrupèdes* (Paris 1812) sagt er (S. 38 ff.):

»Jedes organisierte Wesen bildet ein Ganzes, ein einiges und geschlossenes System, dessen sämtliche Teile einander entsprechen und durch Wechselwirkung aufeinander zu derselben Endtätigkeit beitragen. Keiner dieser Teile kann sich verändern, ohne daß es auch die anderen tun, und folglich wird jeder derselben, für sich genommen, alle anderen andeuten und ergeben.«

Wenn also die Eingeweide eines Tiers so organisiert sind, daß sie nur frisches Fleisch verdauen können, so müssen auch die Kinnladen danach eingerichtet sein, die Beute zu verschlingen, die Klauen zum Packen und Zerreißen, die Zähne zum Abbeißen und Zerreiben des Fleisches. Ferner muß das ganze System der Bewegungsorgane geschickt sein, um die Tiere zu verfolgen und zu erreichen, ebenso die Augen, um sie von weitem zu erblicken. Die Natur muß selbst in das Gehirn des Tiers den nötigen Instinkt gelegt haben, sich zu verbergen und seinen Opfern Schlingen zu legen. Dies sind die allgemeinen Bedingungen der *Fleischfressenden*

Tiere; jedes derselben muß sie unteufelbar in sich vereinen. Die besonderen Bedingungen aber, wie Größe, Art und Aufenthalt der Beute, entpringen auch aus besonderen Umständen innerhalb der allgemeinen Formen, so daß nicht nur die Klasse, sondern auch die Ordnung, die Gattung und selbst die Art in der Form jedes Teils ausgedrückt ist.*

»In der Tat, damit die Kinnlade ergreifen könne, muß der Knochenkopf (*condyle*), das Organ, welches die Kinnlade bewegt und woran die Muskeln befestigt sind, »eine besondere Gestalt haben. Die Schließmuskeln müssen einen gewissen Umfang haben; sie erfordern damit eine gewisse Vertiefung des Knochens, in den sie eingefügt sind, und des Joehbogens (*arcade zygomatica*), worunter sie hindurchgehen. Dieser Joehbogen muß auch eine gewisse Stärke haben, um dem Kaumuskel (*masseter*) eine hinlängliche Stütze zu gewähren.*

So geht es weiter durch den ganzen Organismus: »Damit das Tier seine Beute davontagen könne, müssen die Muskeln, die den Kopf heben« (die Nackenmuskeln), »eine besondere Stärke haben; hiernit hängt wieder die Form der Rückenwirbel zusammen, woran die Muskeln befestigt sind, und die Form des Hinterhaupts, worin sie eingefügt sind. Die Zähne müssen scharf sein, um das Fleisch schneiden, und eine feste Basis haben, um Knochen zermalmen zu können. Die Klauen müssen eine gewisse Beweglichkeit haben« – ihre Muskeln und Knochen daher ausgebildet sein; ebenso ist es mit den Füßen usw.

Diese Harmonie führt dann übrigens auch auf Punkte eines Zusammenhangs, welche einen sonstigen inneren Zusammenhang haben, der nicht immer so leicht zu erkennen ist: »Wir sehen wohl z. B. ein, daß die Tiere, welche Huße haben, *Vegetabilien fressen* müssen, da ihnen die Klauen zum Ergreifen anderer Beute fehlen. Auch sehen wir, daß, weil sie ihre Vorderfüße zu nichts anderem gebrauchen können, als ihren Körper zu stützen, sie keines so großen Schulterblatts bedürfen. Ihre vegetabilische Nahrung wird Zähne verlangen mit platter Krone, um die Körner und Gräser zu zermalmen. Indem diese Krone horizontaler Bewegung zum Zermalmen bedarf, so wird der Knochenkopf der Kinnlade nicht eine so straffe Angel sein wie bei den fleischfressenden Tieren.« Treviranus (a. a. O., Bd. I, S. 198 f.) sagt: »Bei den Rindern stehen in der unteren Kinnlade gewöhnlich acht Schneidezähne; die obere hingegen hat statt der Schneidezähne einen knorpelartigen Wulst. Die Eckzähne fehlen bei den meisten; die Backenzähne sind bei allen wie mit sägeförmigen Querfurchen ausgeschnitten, und die Kronen derselben liegen nicht horizontal, sondern sie sind schräg ausgezöhnet, so daß an denen im Ober-

kiefer die Außenseite, an denen im Unterkiefer aber die nach der Zunge hin gerichtete innere Seite die höchste ist.«

Auch das Folgende, was Cuvier anführt, läßt sich noch leicht erklären: »Ein zusammengesetztes Verdauungssystem gehört sich für die Tierarten, wo die Zähne unvollkommen sind«; das sind eben die *wiederkäuenden* Tiere, die ein solches zusammengesetztes Verdauungssystem auch schon hauptsächlich darum brauchen, weil das vegetabilische Futter schwerer zu verdauen ist. »Aber ich zweifle, ob man, ohne durch die Beobachtung belehrt worden zu sein, herausgebracht hätte, daß die wiederkäuenden Tiere alle gespaltene Huße haben, daß also das Zahnsystem vollkommener [ist] bei Huftieren, die eben nicht wiederkäuend sind, als bei den Tieren mit gespaltenen Hußen oder eben den wiederkäuenden. Ebenso bemerkt man, daß die Ausbildung der Zähne in durchgängiger Sympathie mit der größeren Ausbildung in der Osteologie der Füße steht.« Den meisten Rindern fehlen, nach Treviranus (a. a. O., Bd. I, S. 200), die Wadenbeine ([Volder] Coiter, *De quadrupedum sceleris* [1773] c. 2; [Peter] Campers *Naturgeschichte des Orang-Utan* [Düsseldorf 1791], S. 103). Cuvier setzt im Verfolg der angezogenen Stelle noch hinzu: »Es ist unmöglich, Gründe für diese Beziehungen anzugeben; aber daß sie nicht zufällig sind, erhellt daraus, daß, sooft ein Tier mit gespaltenen Hußen in der Einrichtung seiner Zähne eine Annäherung zu den nicht wiederkäuenden zeigt, auch die Einrichtung seiner Füße sich ihnen annähert. So zeigen die Kamele, welche Augenzähne (*canines*) und sogar zwei oder vier Schneidezähne an der oberen Kinnlade haben, an der Fußwurzel (*tarze*) einen Knochen mehr« als andere Tiere, deren Zahnsystem unausgebildeter ist. Ebenso tritt bei den Kindern die Entwicklung der Zähne und des Gehens, auch der Sprache, zu gleicher Zeit, mit dem zweiten Jahre, ein. Die Partikularität der Bestimmung bringt also eine Harmonie in alle Gebilde des Tiers: »Die kleinste Knochenactae, der geringste Knochenfortsatz (*apophyse*) hat einen bestimmten Charakter in bezug auf die Klasse, die Ordnung, die Gattung und die Art, denen er angehört, so daß, sooft man nur eine gut erhaltene Knochenspitze besitzt, man mit Hilfe der Analogie und Vergleichen alles übrige mit solcher Sicherheit bestimmen kann, als hätte man das ganze Tier vor sich« – also, wie das Sprichwort sagt, *ex ungue leonem*. »Ich habe oft die Erfahrung dieser Methode an Teilen bekannter Tiere gemacht, bevor ich mein ganzes Zutrauen in dieselbe für fossile Knochen setzte; immer hat sie aber einen so unfehlbaren Erfolg gehabt, daß ich nicht mehr den mindesten Zweifel in die Gewißheit der Resultate setze, die sie mir geliefert hat.«

Liegt aber auch ein allgemeiner Typus zugrunde, den die Natur in den Tieren ausführt, so daß diese Ausführung der Partikularität gemäß ist, so muß man doch nicht alles, was sich beim Tier findet, für zweckmäßig halten. In vielen Tieren finden sich Anfänge von Organen, die nur dem allgemeinen Typus angehören, nicht der Partikularität dieser Tiere, also nicht zur Entwicklung gekommen sind, weil die Partikularität dieser Tiere sie nicht braucht; man versteht sie daher auch nicht in diesen niederen Organismen, sondern sie können nur aus den höheren erkannt werden. So findet man bei Reptilien, Schlangen, Fischen Anfänge von Füßen, die keinen Sinn haben, so sind beim Wallfisch Zähne nicht zur Entwicklung gekommen und ohne Bedeutung, indem nur Zahnanfänge in den Kieferknochen verborgen liegen. So ist umgekehrt beim Menschen manches vorhanden, was nur niedere Tiere nötig haben: er hat z. B. eine Drüse am Hals, die sogenannte Schilddrüse, deren Funktion nicht einzusehen, sondern eigentlich obliertiert und vorüber ist; aber am Fötus im Mutterleib, noch mehr in untergeordneten Tierarten, ist dies Organ tätig.

Was nun näher die Stufenleiter der Ausbildung betrifft, welche den Haupteinteilungsgrund für die allgemeine Unterscheidung der Tiere abgibt, so beruht, indem das Tier einmal unvermittelte Produktion seiner selbst (in der inneren Ausbildung), dann eine durch die unorganische Natur vermittelte Produktion (in der Artikulation nach außen) ist, der Unterschied der Gebilde der Tierwelt darauf, daß entweder diese beiden wesentlichen Seiten in Gleichgewicht sind oder das Tier entweder mehr nach der einen oder mehr nach der andern Seite existiert, so daß, während die eine Seite mehr ausgebildet ist, die andere zurücksteht. Durch diese Einseitigkeit steht das eine Tier tiefer als das andere; doch kann bei keinem eine Seite ganz fehlen. Im Menschen, als dem Haupttypus des Organismus, da er zum Werkzeug des Geistes gebraucht wird, sind alle Seiten zur vollkommensten Entwicklung gekommen.

Die alte Einteilung der Tiere kommt dem *Aristoteles* zu, welcher alle Tiere in zwei Hauptgruppen teilt, in solche mit Blut (*évaiva*) und ohne Blut (*ávaiva*), und er stellt dabei als einen allgemeinen Satz der Beobachtung auf, daß »alle Tiere, die Blut haben, ein knöchernes oder grünes Rückgrat haben«. Das ist dieser grobe wahrhafte Unterschied. Freilich hat dagegen viel eingewendet werden können, z. B. daß auch nach ihrem Habitus blutlose Tiere doch Blut haben, wie Blutegel und Regenwürmer einen roten Saft. Im allgemeinen fragt sich: was ist Blut; und so ist es denn zuletzt

die Farbe, die den Unterschied macht. Als unbestimmt ist diese Einteilung daher verlassen worden, und *Linne* hat dagegen die bekannten sechs Klassen aufgestellt. Wie die Franzosen aber gegen das bloß steife, verständige Linnéische Pflanzensystem die *Jussieu'sche* Einteilung⁴⁹ in Monokoryledonen und Dikoryledonen angenommen haben, so sind sie durch *Lamarck*, einen geistreichen Franzosen, dennoch wieder auf jene Aristotelische Einteilung zurückgekommen, und zwar in dieser Form, statt des Bluts die Tiere zu unterscheiden in Tiere mit Rückenwirbel und ohne Rückenwirbel (*animaux avec vertèbres, animaux sans vertèbres*). *Cuvier* verband beide Einteilungsgründe, da in der Tat die Tiere mit Rückenwirbel rotes Blut haben, die anderen weißes Blut und kein innerliches Skelett oder wenigstens nur ein ungelagertes oder auch ein artikulierte, aber äußerliches. Bei der Lampyre tritt zum ersten Male eine Rückenwirbelsäule ein, die aber immer noch lederartig ist und wo die Wirbel nur durch Furchen angedeutet sind. Tiere mit Rückenwirbel sind Säugetiere, Vögel, Fische und Amphibien, denen dann die Weichtiere (Mollusken), die Schaleniere (Krustaceen), bei denen sich von der fleischigen Haut eine Kalkkruste absondert, die Insekten und Würmer zusammen gegenübergestellt sind. Der allgemeine Anblick der Tierwelt bietet sogleich diesen ungeheuren Unterschied dar, der zwischen den zwei Gruppen herrscht, in die sie geteilt wird.

Auch entspricht dieser Unterschied der vorhin angegebenen Einteilung nach dem Verhältnis des Organismus der Eingeweide zu der organischen Gliederung nach außen, das wieder auf dem schönen Unterschiede der *vie organique* und *vie animale* beruht. In den Tieren ohne Rückenwirbelsäule fehlt damit auch die Grundlage eines ordentlichen Skeletts. Auch haben sie keine eigentlichen Lungen, die aus Zellen bestehen; sie haben daher auch keine Stimme und kein Organ dafür.⁵⁰ Die Einteilung nach dem Blute durch *Aristoteles* bestätigt sich im ganzen auch dabei: »Die Tiere ohne Rückenwirbel«, fährt *Lamarck* am angeführten Orte fort, »haben kein eigentliches Blut, das rot und warm wäre; sondern es ist mehr Lymphe.« Das Blut verdankt seine Farbe der Intensität der Animalisation⁵¹, die ihnen also gleichfalls fehlt. »Auch wahrhafte Zirkulation des Bluts fehlt im ganzen solchen Tieren; auch haben sie keine Iris im Auge, keine Nieren. Sie haben auch kein Rückenmark, auch nicht den großen sympathischen Nerv.« Die Tiere mit Rückenwirbel haben also eine größere Ausbildung,

⁴⁹ *Lamarck, Éléments de zoologie*, T. I, p. 159 [vgl. *Philosophie zoologique*, 2 Bde., Paris 1809, chap. VII]

⁵⁰ *Aristoteles, Historia animalium*, I, 4; III, 7

⁵¹ siehe Fn. 11, S. 133

ein Gleichgewicht des Inneren und Äußeren; bei der anderen Gruppe ist dagegen das eine auf Kosten des anderen ausgebildet. Von den Tieren ohne Rückenwirbel sind daher besonders zwei Klassen, Würmer (Mollusken) und Insekten, anzuführen; jene haben eine größere Ausbildung der Eingeweide als die Insekten, diese sind dagegen äußerlich zierlicher. Dazu kommen dann noch Polypen, Infusorien usw., die sich als ganz unausgebildeter zeigen, indem sie bloße Haut und Gallerte sind. Polypen sind, wie Pflanzen, eine Sammlung mehrerer Individuen und können zerschnitten werden; auch bei der Gartenschnecke wächst der Kopf wieder. Diese Stärke der Reproduktion ist aber eine Schwäche der Substantialität des Organismus. Bei den Tieren ohne Rückenwirbel sieht man nach und nach Herz, Gehirn, Kiemen, Zirkulationsgefäße, Gehör-, Gesichts-, Sexualorgane, zuletzt die Empfindung überhaupt, ja selbst die Bewegung verschwinden.* Wo die Innerlichkeit für sich herrscht, sind die Verdauung, die Reproduktionswerkzeuge, als das konkrete Allgemeine, worin noch keine Differenz liegt, ausgebildet. Erst wo die Tierwelt in die Äußerlichkeit fällt, findet, mit dem Heraustreten der Sensibilität und Irritabilität, eine Differenzierung statt. Während also in den Tieren ohne Rückenwirbel das organische und das animalische Leben im Gegensatz stehen, muß bei denen mit Rückenwirbel, wo beide Momente in einer Einheit sind, dann der andere wesentliche Bestimmungsgrund nach dem Elemente eintreten, für welches das Tier ist, ob es nämlich ein Landtier, Wasser- oder Lufttier ist; die Tiere ohne Rückenwirbel zeigen dagegen diese Beziehung ihrer Entwicklung zu den Elementen darum nicht, weil sie schon dem ersten Entwicklungsgrade unterworfen sind. Es gibt aber natürlich auch Tiere, die Mittelwege sind, was seinen Grund in der Ohnmacht der Natur hat, dem Begriff nicht treu bleiben und die Gedankenbestimmungen nicht rein festhalten zu können.

a) Bei den *Würmern*, *Mollusken*, *Kontidylen* usw. ist der innere Organismus ausgebildeter, aber nach außen sind sie formlos: »Der äußeren Verschiedenheit der Mollusken von den höheren Tierklassen ungeachtet, finden wir dennoch in ihrem Innern zum Teil die Organisation der letzteren wieder. Wir sehen ein Gehirn, das auf dem Schlunde ruht, ein Herz mit Arterien und Venen, aber keine Milz und Pankreas. Das Blut ist von weißer oder bläulicher Farbe, und der Faserstoff bildet sich nicht im Cruor, sondern seine Fäden schwimmen frei in dem Serum. Die männlichen und weiblichen Geschlechtsorgane sind nur bei wenigen an verschiedene Individuen verteilt, und bei diesen ist der Bau jener Organe so

eigen, daß sich ihre Bestimmung oft nicht einmal mutmaßen läßt.« – »Sie atmen durch Kiemen, haben ein Nervensystem, aber nicht geknotete Nerven, d. h. keine solchen, die eine Reihe Ganglien vorstellen, und ein oder mehrere Herzen, die einkammerig, aber doch ausgebildet sind.«** Das System der äußeren Artikulation ist dagegen bei den Mollusken viel unausgebildeter als bei den Insekten: »Der Unterschied von Kopf, Brust und Unterleib, wovon bei Fischen und Amphibien immer noch Spuren sind, verschwindet hier ganz. Die Mollusken haben auch keine Nase; den meisten fehlen alle äußeren Gliedmaßen, und sie bewegen sich entweder durch eine abwechselnde Zusammenziehung und Erschlaffung ihrer Baudmuskeln, oder sie sind einer fortschreitenden Bewegung ganz unfähig.«***

b) Die *Insekten* stehen in den Bewegungswerkzeugen viel höher als die Mollusken, die überhaupt nur wenige Bewegungsmuskeln haben; denn die Insekten haben Füße, Flügel, ferner den bestimmten Unterschied von Kopf, Brust und Bauch. Im Innern dagegen sieht es um so unentwickelter bei ihnen aus. Das System des Atmens geht durch den ganzen Körper hindurch und fällt mit dem Verdauungssystem zusammen, wie bei einigen Fischen. Ebenso hat das Blutssystem wenig gebildete Organe, und auch diese sind kaum vom Verdauungssystem zu unterscheiden, während die äußere Artikulation, z. B. der Fresswerkzeuge usw., um so bestimmter formiert ist. »Bei den Insekten und anderen niederen Tierklassen scheint ohne Kreislauf eine Bewegung der Säfte auf die Art stattzuhaben, daß immer nur von der Fläche des Speisekanals aus Säfte in den Körper aufgenommen werden, welche zum Wachstum der Teile angewandt und dann nach und nach wieder durch die Oberfläche oder andere Wege als Auswurfstoffe aus dem Körper geschafft werden.«† – Das sind die Hauptklassen der Tiere ohne Rückenwirbel; nach Lamarck (a. a. O., S. 128) haben sie vierzehn Einteilungen.

c) Was die weitere Unterscheidung betrifft, so teilen sich die *Tiere mit Rückenwirbel* einfacher nach einem Elemente der unorganischen Natur, der Erde, der Luft und dem Wasser ein, indem sie entweder Landtiere oder Vögel oder Fische sind. Dieser Unterschied ist hier schlagend und gibt sich unmittelbar dem unbefangenen Natursinn zu erkennen, während er vorher zu etwas Gleichgültigem wurde. Denn viele Käfer z. B. haben Schwimmfüße, leben

* Treviranus, a. a. O., Bd. I, S. 306 f.

** Lamarck, a. a. O., S. 165

*** Treviranus, a. a. O., Bd. I, S. 305 f.

† Autenrieth, a. a. O., Teil I, S. 346

aber ebenso auf dem Lande, und haben auch Flügel zum Fliegen. Es gibt nun allerdings auch bei den höheren Tieren Übergänge von einer Klasse in die andere, welche jenen Unterschied vernichten. Das Leben in verschiedenen Elementen vereinigt sich, eben weil es nicht gelingen kann, an der Vorstellung des Landtiers die einzelne Bestimmtheit herauszufinden, welche den einfachen wesentlichen Charakter desselben enthalten soll. Nur der Gedanke, der Verstand kann feste Unterschiede machen, nur der Geist, weil er Geist ist, Werke produzieren, die diesen strengen Unterschieden gemäß sind, wesentlich individualisiert, daß sie ihrer individuellen Bestimmung getreu bleiben und nicht wesentliche Unterschiede vernichten. Vermischt man auch in der Kunst, wie bei der poetischen Prosa und der prosaischen Poesie, bei der dramatisierten Historie, oder wenn man Malerei in die Musik oder in die Dichtkunst bringt, oder steinern malt und z. B. Locken in der Bildhauerkunst darstellt (auch das Basrelief ist ein statuarisches Malen), so ist damit die Eigentümlichkeit verlerzt; denn nur durch eine bestimmte Individualität sich ausdrückend kann der Genius ein echtes Kunstwerk hervorbringen. Will ein Mensch Dichter, Maler, Philosoph sein, so ist es dann auch danach. In der Natur ist dies nicht der Fall: ein Gebilde kann nach zwei Seiten hin gehen. Daß nun aber auch das Landtier, in den Zetazeen, wieder ins Wasser fällt, der Fisch auch wieder in den Amphibien und Schlangen aufs Land steigt und da ein jämmerliches Gebilde macht, indem in den Schlangen z. B. Ansätze von Füßen vorhanden sind, die aber bedeutungslos sind, daß der Vogel Schwimmvogel wird, bis ein *Oritoryx* wird, das Schnabeltier, gegen das Landtier herübergeht oder im Strauß der Vogel ein kamelartiges Landtier wird, das mehr mit Haaren als mit Federn bedeckt ist, daß das Landtier, auch der Fisch, dort in den Vampyren und Fledermäusen, hier im fliegenden Fisch, es auch zum Fliegen bringen, – alles dies hebt jenen Grundunterschied dennoch nicht auf, der nicht ein gemeinschaftlicher sein soll, sondern ein an und für sich bestimmter ist. Gegen jene unvollkommenen Naturproduktionen, die nur Vermischungen solcher Bestimmungen sind, so gut als eine feuchte Luft oder eine feuchte Erde (d. i. Dreck), müssen die großen Unterschiede festgehalten und die Übergänge als Vermischungen der Unterschiede eingeschoben werden. Die eigentlichen Landtiere, die Säugetiere, sind das Vollkommenste; darauf folgen die Vögel, und die Fische sind das Unvollkommenste.

a) Die Fische fallen dem Wasser anheim, wie ihr ganzer Bau zeigt; die Artikulation ist durch das Element beschränkt und daher in sich gedungen. Ihr Blut hat wenig Wärme; denn sie ist von der

Temperatur des Mediums, in dem sie leben, nicht viel unterschieden. Die Fische haben ein Herz mit einer einzigen Kammer oder mit mehreren, die dann aber untereinander in unmittelbarer Verbindung stehen. Lamarck, am angeführten Orte (von S. 140 an) die vier höheren Tierklassen beschreibend, sagt von den Fischen: „Sie haben Respiration durch Kiemen, eine glatte oder schnuppige Haut, Flossen, keine Luftröhre (*trachée*), keinen Kehlkopf, keinen Tastsinn, wahrscheinlich auch kein Geruch.“ Fische und andere Tiere stoßen ihre Jungen geradezu ab, ihre Erzeugnisse gehen sie sogleich ganz und gar nichts mehr an; solche Tiere kommen daher noch nicht zur Empfindung der Einheit mit ihren Jungen.

β) *Reptilien* oder *Amphibien* sind Mittelgebilde, die teils der Erde, teils dem Wasser angehören, und als solche etwas Widriges. Sie haben nur eine Herzkammer, unvollkommene Lungenrespiration, eine glatte Haut oder sind mit Schnuppen bedeckt. Frösche haben in ihrer Jugend noch keine Lunge, sondern Kiemen.

γ) *Vögel* haben, wie die Säugetiere, Empfindung für ihre Jungen. Sie geben ihnen ihre Nahrung im Ei mit: »Ihr Fötus ist in einer unorganischen Hülle (der Eierschale) enthalten und hat bald mit der Mutter keine Verbindung mehr, sondern kann sich darin entwickeln, ohne sich von ihrer Substanz zu ernähren.«* Die Vögel wärmen ihre Jungen durch ihre eigene Wärme, geben ihnen von ihrem Fressen, füttern auch ihre Weibchen; sie geben aber nicht ihre eigene Person hin, während die Insekten vor ihren Jungen sterben. Die Vögel beweisen durch ihren Nesterbau den Kunst- und Bildungstrieb, kommen so zur positiven Selbstempfindung, indem sie sich für ein Anderes zur unorganischen Natur machen; und das Dritte, die Jungen, sind ein von ihnen unmittelbar Exzer-niertes. Lamarck (a. a. O., S. 150) will folgende Rangordnung unter den Vögeln in dieser Beziehung machen: »Bedenkt man, daß die Wasservögel (wie z. B. die plattfüßigen Vögel), daß die Strandläufer und das Hühnergeschlecht den Vorteil vor allen übrigen Vögeln haben, daß ihre Jungen, nachdem sie aus dem Ei gekrochen sind, sogleich gehen und sich ernähren können, so wird man einsehen, daß sie die drei ersten Ordnungen bilden müssen und daß die Taubenarten, die Sperlingsarten, die Raubvögel und die Kletterer die vier letzten Ordnungen dieser Klasse bilden müssen, denn ihre Jungen, nachdem sie aus dem Ei gekrochen sind, können weder gehen noch sich von selbst ernähren.« Gerade diesen Umstand aber kann man dafür ansehen, daß er sie vor jene setzt, wie denn ohnehin die plattfüßigen Vögel Zwitzer sind. – Die Vögel unterscheiden sich durch das Positive der Verbindung, worin ihre

* Lamarck, a. a. O., S. 146

Lungen mit häutigen Luftbehältern und den großen markierten Höhlen ihrer Knochen stehen. Sie sind ohne Brüste, indem sie nicht säugen, haben zwei Füße; und die zwei Arme, oder Vorderfüße, sind zu Flügeln umgebildet. Weil das Tierleben hier in die Luft geworfen ist und in den Vögeln so das abstrakte Element lebt, so gehen sie zum Übergewicht der Vegetation hinüber und zurück, die sich auf ihrer Haut zu Federn ausbildet. Da die Vögel der Luft angehören, ist ferner auch ihr Brustsystem besonders ausgebildet. Viele Vögel haben daher nicht nur, wie die Säugetiere, eine Stimme, sondern auch Gesang, indem das Errittern in sich selbst sich so in der Luft als seinem Elemente ausbildet. Während das Pferd wiehert und der Ochs brüllt, setzt der Vogel diesen Schrei als ideellen Genuß seiner selbst fort. Das Herumwälzen auf dem Boden, als plumpes Selbstgefühl, fehlt dagegen dem Vogel; er schmiegt sich nur an die Luft und kommt in ihr zum Selbstgefühl.

b) Die *Säugetiere* haben Brüste, vier artikulierte Extreme und alle Organe ausgebildet. Weil sie Brüste haben, säugen und nähren sie ihre Jungen aus sich selbst. Diese Tiere kommen so zum Gefühl der Einheit des einen Individuums mit einem anderen, zum Gefühl der Gattung, die im Erzeugen, worin eben beide Individuen Gattung sind, zur Existenz gelangt, wenn auch diese Einheit des Individuums mit der Gattung in der Natur wieder zur Einzelheit herunterfällt. Die vollkommenen Tiere verhalten sich aber noch zu dieser Existenz als Gattung, indem sie darin ihr Allgemeines empfinden; das sind die Säugetiere und unter den Vögeln die, welche noch brüten. Die Affen sind am bildsamsten und lieben ihre Jungen am meisten; der befriedigte Geschlechtstrieb wird ihnen noch objektiv, indem sie selbst in ein Anderes übergegangen sind und in der Sorge für die Mittheilung von dem Ihrigen die höhere begierdelose Anschauung dieser Einheit haben. — Bei den Säugtieren geht die Haut zwar auch ins Vegetative, aber das Vegetative Leben ist darin lange nicht so mächtig als bei den Vögeln. Bei den Säugtieren geht die Haut in Wolle, Haare, Borsten, Stacheln (beim Igel), ja bis zu Schuppen und Panzern (im Armadillo) fort. Der Mensch hingegen hat eine glatte, reine, viel mehr animalisierte Haut; auch legt die Haut hier alles Knochenartige ab. Starker Haarwuchs kommt dem weiblichen Geschlechte zu. Starkes Haar auf der Brust und sonst wird beim Manne als Stärke angesehen; es ist aber eine relative Schwäche der Hautorganisation (s. oben § 362 Zus. S. 477).

Für die weiteren wesentlichen Einteilungen hat man das Verhalten der Tiere als Individuen gegen andere zugrunde gelegt, also ihre Zähne, Füße, Klauen, ihren Schnabel. Daß man diese Teile ge-

nommen hat, ist durch einen richtigen Instinkt geschehen, denn die Tiere unterscheiden sich dadurch selbst von anderen; soll der Unterschied aber wahrhaft sein, so darf er nicht unsere Unterscheidung durch Merkmale, sondern muß ein Unterschied des Tieres selbst sein. Dadurch, daß es sich durch seine Waffen gegen seine unorganische Natur individuell setzt, beweist es sich als für sich seiendes Subjekt. Bei den Säugetieren unterscheiden sich die Klassen sehr genau danach: 1. in Tiere, deren Füße *Hände* sind, — der *Mensch* und der *Affe* (der Affe ist eine Satire auf den Menschen, die dieser gern sehen muß, wenn er es nicht so ernsthaft mit sich nehmen, sondern sich über sich selbst lustig machen will); 2. in Tiere, deren Extremitäten *Kralen* sind, — *Hunde, reisende Tiere*, wie der *Löwe*, der *König der Tiere*; 3. in *Nagetiere*, wo die *Zähne* besonders ausgebildet sind; 4. in *Fledermäuse* mit ausgespannter Haut zwischen den Zehen, wie sie schon bei einigen Nagetieren vorkommt (sie grenzen mehr an Hunde und Affen); 5. in *Faultiere*, wo die Zehen zum Teil ganz fehlen und in Kralen übergegangen sind; 6. in Tiere mit *flossartigen* Gliedmaßen, die *Cetaceen*; 7. in Tiere mit *Hufen*, wie *Schweine, Elefanten*, die einen Rüssel haben, *Rinder mit Hörnern, Pferde* usw. Die Kraft dieser Tiere liegt nach oben, sie sind meist zahm zur Arbeit; und die Ausbildung der Extremitäten zeigt ein besonderes Verhältnis zur unorganischen Natur. Faßt man die Tiere unter 2, 3, 4, 5 als *Kralentiere* zusammen, so hat man vier Klassen: *aa) Tiere mit Händen*, *bb) mit Hufen* zur Arbeit, *cc) mit Flossen* (Lamack (a. a. O., S. 142) gibt hiernach folgende Abstufung (*dégradation*) der Säugetiere: »Die *klauiigen* Säugetiere (*mammifères onguiculés*) haben vier Glieder, platte oder spitze Kralen an den Extremitäten ihrer Zehen, die nicht davon eingehüllt werden. Diese Glieder sind im allgemeinen geeignet, die Gegenstände zu ergreifen oder wenigstens sich daran anzuhängen. Unter ihnen befinden sich die am vollkommensten organisierten Tiere. Die *hufigen* (*ongulés*) Säugetiere haben vier Glieder, deren Zehen an ihren Extremitäten gänzlich von einem gerundeten hornartigen Körper (*corne*) eingehüllt sind, den man *Huf* (*sabot*) nennt. Ihre Füße dienen nur dazu, auf der Erde zu gehen oder zu laufen, und können nicht gebraucht werden, sei es um auf die Bäume zu klettern, sei es irgendeinen Gegenstand oder Beute zu ergreifen, sei es andere Tiere anzufallen und zu zerreißen. Sie nähren sich nur von Vegetabilien. Die *unbehufigen* (*exongulés*) Säugetiere haben nur zwei Extremitäten, und diese sind sehr kurz und platt und wie *Flossen* gebildet. Ihre Zehen, von der Haut eingehüllt, haben weder Kralen noch Hufe (*corne*); sie sind von allen Säugetieren die am unvollkommensten organisierten. Sie haben weder ein

Becken noch Hinterfüße; sie schlucken herunter, ohne vorher zu kauen; endlich leben sie gewöhnlich im Wasser, kommen aber, die Luft an der Oberfläche zu atmen.« – Was die weiteren Unterabteilungen betrifft, so muß man hier der Natur das Recht des Spiels und Zufalls, d. h. des Bestimmteins von außen, lassen. Doch machen die Klimate noch das große Bestimmende. Weil sich zwischen partikularisiert als im Norden, so sind der asiatische und afrikanische Elefant wesentlich voneinander unterschieden, während Amerika keine hat; ebenso sind Löwen und Tiger usw. unterschieden.

β. Das Geschlechtsverhältnis

§ 369

Diese erste Dilemma der Gattung in Arten und die Fortbestimmung derselben zum unmittelbaren ausschließenden Fürsichsein der Einzelheit ist nur ein negatives und feindliches Verhalten gegen andere. Aber die Gattung ist ebenso wesentlich affirmative Beziehung der Einzelheit auf sich in ihr, so daß sie, indem sie, ausschließend, ein Individuum gegen ein anderes Individuum ist, in dieses *andere* sich kontinuieriert und sich selbst in diesem *anderen* empfindet. Dies Verhältnis ist *Prozeß*, der mit dem *Bedürfnisse* beginnt, indem das Individuum als *Einzelnes* der immanenten Gattung nicht angemessen und zugleich deren identische Beziehung auf sich in *einer* Einheit ist; es hat so das *Gefühl* dieses Mangels. Die Gattung in ihm ist daher als Spannung gegen die Unangemessenheit ihrer einzelnen Wirklichkeit der Trieb, im Anderen seiner Gattung sein Selbstgefühl zu erlangen, sich durch die Einung mit ihm zu integrieren und durch diese Vermittlung die Gattung mit sich zusammenzuschließen und zur Existenz zu bringen, – die *Begattung*.

Zusatz. Indem durch den Prozeß mit der unorganischen Natur die Idealität derselben gesetzt ist, hat sich das Selbstgefühl des Tiers und seine Objektivität an ihm selbst bewährt. Es ist nicht bloß an sich selbendes Selbstgefühl, sondern das existierende Selbstgefühl, die Lebendigkeit im Selbstgefühl. Die Trennung beider Geschlechter ist eine solche, worin die Extreme Totalitäten des Selbstgefühls sind; der Trieb des Tiers ist die Produktion seiner als eines

Selbstgefühls, als Totalität. Statt daß aber, wie im Bildungstriebe, das Organische ein totes Produkt wurde, das zwar frei vom das Organischen entlassen, aber nur oberflächliche Form an einer äußerlichen Materie und diese darum nicht als freies gleichgültiges Subjekt sich gegenständig war, so sind jetzt beide Seiten selbständige Individuen wie im Assimilationsprozeß, verhalten sich aber nicht als Organisches und Unorganisches zueinander, sondern beide sind Organische und gehören der Gattung an, so daß sie nur als ein Geschlecht existieren. Ihre Vereinigung ist das Verschwinden der Geschlechter, worin die einfache Gattung geworden ist. Das Tier hat ein Objekt, mit dem es in unmittelbarer Identität nach seinem Gefühle ist; diese Identität ist das Moment des ersten Prozesses (der Gestaltung), das zur Bestimmung des zweiten (der Assimilation) hinzukommt. Dies Verhalten eines Individuums zu einem anderen seiner Art ist das substantielle Verhältnis der Gattung. Die Natur eines jeden geht durch beide hindurch, und beide befinden sich innerhalb der Sphäre dieser Allgemeinheit. Der Prozeß ist, daß sie das, was sie an sich sind, *eine* Gattung, dieselbe subjektive Lebendigkeit, auch als solches setzen. Die Idee der Natur ist hier wirklich in dem Paare eines Männchens und Weibchens; ihre Identität wie ihr Fürsichsein, die bisher nur für uns in unserer Reflexion waren, sind jetzt in der unendlichen Reflexion der beiden Geschlechter in sich von ihnen selbst empfinden. Dies Gefühl der Allgemeinheit ist das Höchste, wozu es das Tier bringen kann; theoretischer Gegenstand der Anschauung aber wird ihm darin seine konkrete Allgemeinheit immer nicht, sonst wäre es Denken, Bewußtsein, worin allein die Gattung zur freien Existenz kommt. Der Widerspruch ist also der, daß die Allgemeinheit der Gattung, die Identität der Individuen, von ihrer besonderen Individualität verschieden ist; das Individuum ist nur eines von beiden und existiert nicht als die Einheit, sondern nur als Einzelheit. Die Tätigkeit des Tiers ist, diesen Unterschied aufzuheben. Die zugrunde liegende Gattung ist das eine Extrem des Schlusses, wie denn jeder Prozeß die Form des Schlusses hat. Die Gattung ist die treibende Subjektivität, in die die Lebendigkeit gelegt ist, die sich hervorbringen will. Die Vermittlung, die Mitte des Schlusses ist die Spannung dieses Wesens der Individuen gegen die Unangemessenheit ihrer einzelnen Wirklichkeit, wodurch sie eben getrieben werden, nur im Anderen ihr Selbstgefühl zu haben. Die Gattung, indem sie sich Wirklichkeit gibt, die aber freilich wegen ihrer Form der unmittelbaren Existenz nur eine einzelne ist, schließt sich dadurch mit dem anderen Extrem, der Einzelheit, zusammen.

Die Bildung der unterschiedenen Geschlechter muß verschieden